



Christian Humberg



DER
ALTE
MANN
UND DAS
NETZ



WWW

Mein Vater entdeckt das Internet



GOLDMANN

CHRISTIAN HUMBERG
Der alte Mann und das Netz



GOLDMANN

Lesen erleben

Das Buch

»Senioren ins Netz – Einführungskurs für neugierige Best Ager. Da haben wir uns angemeldet. Volkshochschule, acht Abende. Deine Mutter kommt auch mit. Damit ich im Kopf behalte, was ich da lerne.«

Seit Jahren spielt mein Alter Herr schon mit dem Gedanken, den Weg ins World Wide Web anzutreten. Zum Glück blieb es bislang bei sehnsüchtigen Blicken in die Prospekte der Elektronikmärkte, und mir war das immer ganz recht so. Schließlich weiß ich, wie ungeduldig und besserwisserisch mein Vater Horst, über 70, sein kann. Wie soll sich *der* Mann denn in der Welt der Viren und Phishing-Mails zurechtfinden? Im Reich der Trojaner und anderer Malware nicht verloren gehen? Wie erklärt man jemandem PayPal und Online-Banking, dem schon Kreditkarten zu neumodisch sind? Gibt es eigentlich auch Firewalls, die Rechner vor ihren Besitzern beschützen? Christian, 40 und Internet-Profi, stellt sich der Herausforderung – und so stürzen sich Vater und Sohn gemeinsam in eine ganz besondere Abenteuerreise!

Der Autor

Christian Humberg arbeitet seit Ende der Neunziger als freier Autor von Romanen und Sachbüchern für Kinder und Erwachsene sowie als Übersetzer und Lektor.

Christian Humberg

Der alte Mann
und das Netz

Mein Vater
entdeckt das Internet

GOLDMANN

Originalausgabe

 Dieses Buch ist auch als E-Book erhältlich.



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967
Das FSC®-zertifizierte Papier *Pamo House* für dieses Buch
liefert Arctic Paper Mochenwangen GmbH.

1. Auflage

Originalausgabe September 2015

Copyright © 2015 by Wilhelm Goldmann Verlag, München,

in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Umschlaggestaltung: UNO Werbeagentur, München,
unter Verwendung eines Motivs von FinePic®, München

Lektorat: Doreen Fröhlich

DF · Herstellung: Str.

Satz: DTP Service Apel, Hannover

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN: 978-3-442-15848-5

www.goldmann-verlag.de

Besuchen Sie den Goldmann Verlag im Netz:



Für den echten Horst.

*Du magst vom Netz herzlich wenig begreifen, Chef,
aber in puncto Humor steckst du uns alle in die Tasche.*

Chapeau!

Disclaimer: Was Sie gleich lesen werden, basiert keinesfalls auf wahren Ereignissen. Auch existieren keinerlei durch und durch realen Vorbilder für die Haupt- und Nebenfiguren, keine Namensverwandtschaften und keine inhaltlichen Übereinstimmungen zu echten Menschen aus meinem oder dem Umfeld irgendwelcher anderer Personen, die es jemals gegeben hat, gibt oder geben wird.

Man droht mir auch keinesfalls mit Enterbung, bluthungrigen Killeranwälten und einem einsamen Leben in den Reihen der Fremdenlegion, falls ich Sie dies nicht von Anfang an wissen lasse.

Es sei denn, Sie lesen die E-Book-Ausgabe dieses Buches. In dem Fall können Sie und ich uns entspannen. Von deren Existenz ahnt er nämlich nichts, denn mit moderner Technik hat er so seine Schwierigkeiten ...

World Wide Horst

»Und sonst so?«

Ich zuckte mit den Achseln, obwohl er das übers Telefon nicht sehen konnte. Vor meinem Bürofenster wehte der Herbststurm welke Blätter über den Großstadtrassen. Es war kalt. »Nichts Besonderes. Hab beruflich mit Spanien gemailt. Eine Kollegin sitzt jetzt dort in einem Verlag und ...«

»Spanien? Du?«, unterbrach er mich fragend – und mit einer Skepsis, die deutlicher zu hören war als das Pfeifen des rheinhessischen Windes.

»Äh ... Ja. Wieso nicht?«

»Geht das überhaupt?«, hakte er mit columboesker Beharrlichkeit nach.

Mit einem Mal ahnte ich, wohin die Reise ging, und seufzte innerlich. Diese Vater-Sohn-Telefonate führten wir regelmäßig und gern, meist mit einer dampfenden Tasse Kaffee in den Händen – mir boten sie eine willkommene Pause im stressigen Büroirrsinn, ihm einen weiteren Posten auf seiner Tag für Tag übervollen Pensionärs-To-do-Liste. Früher hielt ich den Spruch, Rentner kämen vor lauter Terminen zu nichts, für genau das: einen Spruch. Aber seit mein eigener Vater Rentner ist, habe ich ihn als absolute, humorfreie Wahrheit kennengelernt. Ich bin froh, wann immer mein Alter Herr noch einen Termin für mich hat.

»Warum soll das nicht gehen?«, fragte ich an diesem Morgen zurück. »Ich kann E-Mails in alle Welt schicken. Das ist im Prinzip wie mit Briefen, weißt du?«

War das simpel genug erklärt? Ich wusste schon seit einer ganzen Weile, dass mein frisch die siebzig erklommener Herr Vater mit dem Gedanken spielte, sich »jetzt endlich auch mal so ein Internet« anzuschaffen. Daher die Fragen, und daher wohl auch das plötzliche Interesse an meiner Spanienkorrespondenz. Aber im Gegensatz zu ihm hielt ich diese Idee für fürchterlich. Aus Gründen.

»Ja, schon«, lenkte er ein. Das Prinzip schien er verstanden zu haben. »Aber das dauert doch sicher ewig, bis man da Antwort bekommt.«

Arg! Der Vergleich rächte sich quasi postwendend. Ich beeilte mich, ihn wiedergutzumachen. »Nein, nein – E-Mails haben sozusagen keinerlei Postweg. In dem Moment, in dem ich sie hier bei mir abschicke, landen sie auch schon beim Empfänger.«

Erstauntes Gemurmel am anderen Ende der Leitung bewies, wie wenig er mir diese Geschichte glaubte. Schließlich schaffte nicht einmal ein Düsenjet die Strecke Rheinessen-Spanien in Nullkommanichts.

Ich wurde übermütig. Das musste doch zu begreifen sein! »Vergleich's einfach mit unserem Telefonat. Ich sage etwas, und du hörst es sofort. Bei E-Mails läuft das ganz ähnlich ab – Internet läuft ja auch übers Telefon.«

Arg vereinfacht ausgedrückt? Absolut. Aber ich kannte meinen Gesprächspartner. Mein Vater hatte noch nie viel Verständnis für moderne Technik gehabt; doch er wusste, dass man Internet-Rechner an Telefonbuchsen anschloss.

»Ach so!«, sagte er auch prompt, und ich hörte regelrecht,

wie der Groschen fiel. Erleichtert atmete ich auf – nur um gleich darauf die Augen zu schließen. »Also musst du für Spanien eine andere Nummer vorwählen!«

Seit diesem denkwürdigen Telefonat sind einige Monate vergangen. Die Internetpläne kamen nie wieder auf. Bis heute.

»Guck mal.«

Mit lautem Rascheln landet das Wochenblättchen aufgeschlagen vor mir auf dem elterlichen Küchentisch. Als Nächstes kommt die Hand meines Vaters in mein Sichtfeld. Sie deutet auf einen kurzen, dick angestrichenen Artikel.

»Da. Da haben wir uns angemeldet.«

Stolz schwingt in seiner Stimme mit. Ich lese.

Senioren ins Netz – Einführungskurs für neugierige Best Ager.

Oh, oh! »Wie jetzt?«, sage ich ein wenig erschrockener, als es wohl fair wäre. »Wirklich?« Ich blicke auf.

Mein Vater steht neben mir und nickt. »Volkshochschule, acht Abende. Deine Mutter kommt auch mit. Damit ich im Kopf behalte, was ich da lerne.«

Er macht tatsächlich ernst. Na, das kann ja was werden ... Seit Jahren spielt mein Alter Herr schon mit dem Gedanken, multimedial aufzurüsten und den Weg ins World Wide Web anzutreten. Bislang blieb es aber stets bei Absichtserklärungen und sehnsüchtigen Blicken in die Prospekte der Elektronikmärkte, und ich gestehe: Mir war das immer ganz recht so. Schließlich kenne ich den Mann seit knapp vier Jahrzehnten und weiß, wie ... nun ja, wie sag ich's am besten ... wie wenig Geduld er mitunter für Dinge aufbringt, die nicht auf Anhieb so wollen wie er.

Verstehen Sie mich nicht falsch: Der Mann kann alles. Das

meine ich vollkommen ernst – alles. Ich habe ihn noch nie fliegen sehen, um nur ein Beispiel zu nennen, hege aber keinerlei Zweifel daran, dass er es hinbekäme, wenn er es nur verbissen genug wollte. Damit dürfen Sie mich jederzeit gern zitieren. (Und falls Sie mich ihm gegenüber zitieren sollten, wage ich zu vermuten, dass er mir zustimmt.)

Aber ...

Na ja. Er sieht öfters nicht ein, dass a) manche Aspekte von »alles« länger dauern als andere und dass b) ein Fehler nicht zwangsläufig am Objekt liegt, sondern mitunter auch am Objektbediener. Kurz gesagt: Er kann ganz schön stur sein. *Zu* stur. Nicht aus böser Absicht oder so; er ist nur meist der festen Überzeugung, recht zu haben. Und wer sich unzweifelhaft im Recht fühlt, lässt sich nur schwer belehren. Schon gar nicht von technischen Geräten, die einfach nicht begreifen, was er von ihnen will. Geräten wie beispielsweise – so ahne ich – einem Computer.

Ich glotzte also diese Volkshochschulanzeige im Wochenblatt an ... und habe auf einmal ganz, ganz viele Einwände. Etwa den mit dem neuen Fernseher. Jahre ist das jetzt her, da hat er sich ein Flachbildschirm-TV gekauft. Neuestes Modell. Vom Feinsten. »Der schaltet nach zwanzig Minuten im Stand-by-Modus automatisch ab«, hatte der Techniker damals gesagt. »Dann müssen Sie ihn *am Gerät* wieder einschalten. Das geht nicht über die Fernbedienung.« Und ich weiß heute noch, wie mein Altvorderer knapp eine Stunde später auf der Couch saß und auf die Fernbedienung einschlug wie das wild gewordene HB-Männchen, weil das »teure Scheißding« schon »scheißkaputt« sei.

Ich erinnere mich an die Autofahrt nach einem gemeinsamen Kinobesuch, während der er sich einfach nicht davon

überzeugen ließ, dass er den eben gesehenen Spielfilm – *Terminator 2* – noch nicht aus dem Fernsehen kannte. Dass er den ersten Teil meinte, glaubte er mir erst, als wir zuhause waren, ich im Kino anrief und die Dame im Kassenhäuschen anflehte, es ihm zu bestätigen. Ich höre sie heute noch lachen.

Und *der* Mann will jetzt ins Internet? In die Welt der Viren und Pishing-Mails? In das Reich der Trojaner und anderer Malware? Wie erklärt man jemandem PayPal und Online-Banking, dem schon Kreditkarten zu neumodisch (lies: suspekt) waren? Sollte vor der Lektion Skype nicht die Lektion Smartphone kommen? Wie dünn darf ein Geduldsfaden maximal noch sein, damit man vor Frust kein Harakiri begeht, wenn sich der PC aufhängt und man die Eniki-Taste nicht findet? Und: Gibt es eigentlich auch Firewalls, die Rechner vor ihren Besitzern beschützen?

Ich ahne Schlimmes. Wirklich. Wenn mein Alter Herr ins Netz geht, dann hat der DAU – der Dümme User – ausgedient. Dann entsteht eine ganz neue Spezies: der SAU, der *sturste* anzunehmende User. Man fragt sich, was Charles Darwin dazu gesagt hätte.

»Gut, oder?«, sagt jedenfalls mein Vater und lächelt mich an. Seine Begeisterung ist echt. Er glaubt tatsächlich, ein neues buntes Hobby für sich gefunden zu haben und endlich mit der Zeit zu gehen. Aber meine Bedenken sind weit größer als sein Lächeln. Ich befürchte, dieser spezielle Gang mit der Zeit führt über kurz oder lang in den Wahnsinn – entweder ihn oder das Internet selbst. Kommt wohl darauf an, wer von beiden den größeren Dickkopf mitbringt.

Kurz gesagt: Das hier dürfte übel werden.

Und ganz schön lustig ...

Ich hebe den Kopf. Mein Vater steht neben mir, als warte er auf ein Lob.

»Weißt du, was?«, höre ich mich sagen. »Finde ich gut. Ich bin dabei.«

Die Dozentin kann nicht mehr. Man sieht es ihr an, und man versteht sie gut. Dennoch gibt sie sich geduldig. »Horst«, sagt sie immer wieder und blickt ihn aufmunternd an, während rings um uns das wohlwollende Gelächter der übrigen Kurs Teilnehmer von den Wänden des Seminarraumes widerhallt. »Horst.« Es fällt ihr schwer, nicht in das Lachen einzustimmen, aber es gelingt. Noch.

Mittwochabend, kurz nach neunzehn Uhr. Die Straßen unserer ländlichen Kleinstadt leeren sich rapide und werden bis zum zweiten Hahnenschrei auch leer bleiben. Laternenlicht spiegelt sich in Regenpfützen. Auf dem Parkplatz streift eine einsame Katze um wartende Autos. Ob *sie* vielleicht weiß, wie man mit dem Internet Explorer SPIEGEL Online wiederfindet?

Der Raum, in dem *Senioren ins Netz* passiert, dient tagsüber dem hiesigen Gymnasium als Unterrichtszimmer. Die PCs sind anständig in Schuss, die Ausstattung ist gut. Da wir alle schon jenseits des Abituralters sind, dürfen wir sogar am Platz Kaffee trinken, was ich bedenklich finde, aber mag.

Auf einer breiten Leinwand am vorderen Raumeende sehen wir, was Beate, die Dozentin, uns in der heutigen Kursstunde beibringen will. Nämlich, wie man im Internetbrowser sogenannte Lesezeichen setzt, also schnell und mühelos zu den Seiten zurückkehrt, die man öfters besuchen möchte. Der Beamer ist an den Dozentinnen-PC angeschlossen und zeigt uns, was auf ihrem Bildschirm so alles passiert.

Unsere patente Beate gibt diesen Kurs nicht zum ersten Mal. Das merkt man ihrem Vortrag an – und ihren Lesezeichen.

Mein Vater merkt es nicht. »Wieso?«, fragt er jetzt schon zum dritten Mal und sieht erst mich und dann sie so trotzig-anklagend an, als hätten wir sein Arbeitsgerät manipuliert und somit Schuld an dem angeblich von ihm entdeckten Missstand. Die Sache ist nämlich die: Mein Herr Vater findet die Lesezeichen, die im Browser der Dozentin zu erkennen sind, nicht in dem seines eigenen Kursrechners. Wie sollte er auch, richtig?

»Horst«, sagt Beate wieder. Jetzt tritt sie sogar zu ihm, setzt sich neben ihn. Ihre Hand liegt beruhigend auf seiner Schulter. »Pass mal auf. Wir rollen den Fall von hinten auf, du und ich. Okay? Also: Hast du zuhause einen Kleiderschrank?«

Stirnrunzeln. Abfälliges Schnauben. »Was? Natürlich ...«

Sie lächelt. »Na also. Und bevor du da einen Pullover rausnehmen kannst, musst du ihn vorher reinlegen. Oder?«

Wieder Gelächter. Aber jetzt lacht er mit. Der Bitcoin ist gefallen, sozusagen. Hat ja auch lange genug gedauert ...

Jedenfalls überlegen er und ich jetzt gemeinsam, welche Webseiten er mit Lesezeichen versehen will. Eigentlich geht es bei dieser Übung bloß darum, es mal gemacht zu haben. Schlichtes learning by doing, weiter nichts. Ich bezweifle, dass der Ablaufplan unserer engelsgeduldigen Beate mehr als fünf Minuten dafür vorsieht. Mein geschätzter Erzeuger will aber *gründlich* vorgehen, wie immer. Ihm kommt nichts in die Liste seiner Lesezeichen, das er nicht voll und ganz vertreten kann, verdammt! Also wird gegrübelt.

»Was gibt es denn in diesem Internet alles?«, fragt er mich nach einigen Sekunden angestrengten Schweigens.

»Alles«, antworte ich. »Restlos alles. Sag mir, welche Seite du sehen willst, und wir rufen sie dir auf.«

Ich bin ein wenig ungeduldig, denn diese Unterhaltung haben wir in den Tagen vor Beginn des Kurses bereits mehrfach geführt. Eigentlich weiß er das, wonach er da fragt. Doch zwischen Wissen und Glauben liegen anscheinend Welten, und ihm ist der Glaube momentan wichtiger.

»Na, sagen wir mal: Fußball. Gibt es eine Seite für Fußball?«

»Eine?« Ich sehe ihn ungläubig an. »Hunderttausende. Du hast hier Zugriff auf das gesammelte Wissen – und, zugegeben, den gesammelten Unfug – der Welt. Klar existieren da auch Seiten für Fußball. *Seiten*, verstehst du? Plural. In mehr Sprachen, als du und ich vom Namen her kennen.«

Wieder das Stirnrunzeln. Skepsis, dein Name ist Horst. Sein Blick streift über das Gehäuse seines Monitors. »Und die sollen alle da drin gelagert sein? Nee ...«

»Erstens heißt es nicht gelagert, sondern gespeichert«, seufze ich. »Zweitens: Nein, sind sie nicht. Sondern auf anderen Rechnern. Im Netz, sozusagen. Von hier aus greifen wir nur darauf zu. Wir sehen sie uns an, heißt das. Wenn du Jogi Löw in der *Sportschau* siehst, steht der ja auch nicht in deinem Wohnzimmer.«

»Ach nee.« Er schnaubt wie Obelix, dem gerade jemand zu erklären versucht hat, er sei stärker als die Römer, die er ständig verkloppt. »Das war mir auch schon klar.«

Wirklich?, denke ich.

Aber gut: Er will Fußball, also soll er Fußball haben. Ich greife zur Tastatur und freue mich schon auf sein erstauntes Gesicht, wenn die Suchmaschine uns gleich fünfeinhalb Fantastillionen verschiedene Einträge zu diesem Thema auflistet.

Doch Horst ist mir überlegen. »Gockel?«, murmelt er abfällig, als Googles Startseite auf dem Bildschirm erscheint. Erst dann begreife ich, dass er mitliest. »Wo bist du denn da gelandet?«, tadelt er weiter. »Wie Fußball sieht das nicht gerade aus, Junge ...«

Ich lasse von den Tasten ab und atme tief durch. Der Weg ins Global Village, so scheint mir, wird ein sehr, sehr weiter. Als die Werbefuzzis den Slogan »Plug and Play« erfanden, hatten sie definitiv nicht an die Horsts dieser Welt gedacht.

Wäre sie unkompliziert, hieß sie ja nicht Hardware

Nein, ich weiß auch nicht, was er will. Doch wenngleich er sich am Telefon kaum in die Karten schauen ließ, war er in einem sehr deutlich: Meine Anwesenheit sei dringend erwünscht und absolut unverzichtbar. Und zwar umgehend. Ich solle mich bitte sofort auf den Weg machen.

Es war Donnerstagnachts um halb zwölf ...

Was tut man nicht alles für den familiären Frieden?

Ich stehe also zu mitternächtlicher Stunde vor seiner Haustür, gähne herzhaft und suche das Schlüsselloch. Just als ich es – trotz defekter Hoflampe – finde, reißt mein Altvorderer auch schon die Tür auf und blafft mich an. »Na endlich, ich warte seit einer Ewigkeit!«

»Worauf denn?«, will ich zurückblaffen, reiße mich aber zusammen. Familiärer Frieden und so. Erst mal abwarten.

Unser Weg führt durch den stockfinsternen Hausflur ins Wohnzimmer. Dort, so erkenne ich auf der Schwelle, hat Väterchen sich tatsächlich einen PC-Platz eingerichtet. Hinter dem Fernsehsofa in der Ecke, an dem alten Sekretär, den die inzwischen zweifellos friedlich schlummernde Frau Mama auf irgendeinem Flohmarkt erstanden hat. Vater, heute erstaunlich nachtaktiv, scheint das gesamte Möbelstück in Beschlag genommen zu haben. Und was mir viel schlimmer vorkommt: Er ist bewaffnet!

Mitten auf der Schreibfläche des Sekretärs, umgeben von einem kreativen Chaos aus Zetteln, aufgeschlagenen Büchern und halb vollen Tassen kalten Kaffees, steht nämlich ein leise brummender Laptop im Schein der kleinen Schreibtischlampe. Das Modell neu zu nennen wäre mehr als eine Lüge. Es ist von metallic-grauer Farbe und so klobig, wie es die Zukunft in SF-Filmen der 1970er war, zudem hat es eine zerkratzte Oberfläche, auf der kurz nach dem Pleistozän wohl noch ein Produktlogo geprangt haben muss. Von dem ist aber nichts mehr zu erkennen; dieser Methusalem unter den tragbaren Computern, für den selbst Windows 95 »neumodisches Zeug« sein dürfte, hat seinen irdischen Namen also bereits abgelegt. Und stattdessen hat er Dreck gesammelt. Staubflusen, die schon existiert haben mochten, als Jesus ein paar Freunde zum Abendessen einlud, kleben in den Ecken und Zwischenräumen seines Tastaturfelds und an den Scharnieren. Insgesamt, finde ich, passt dieses Unikum eher in eine *Familie Feuerstein*-Episode als in Vaters Wohnzimmer. Ich bitte Sie: Es hat ein Diskettenlaufwerk!

»Was machst *du* denn da?«, staune ich. Wie ein dringender Notfall sieht das nicht gerade aus – zumindest wie keiner, der nicht bis nach dem Frühstück hätte warten können. Andererseits alarmiert mich alles, was mit meinem Vater und kostspieliger Hightech zu tun hat; von daher bin ich wohl doch nicht ganz grundlos hier. »Und warum um diese gottverlassene Zeit?«

Sein Blick ist tadelnd, seine Augenringe sind tadelnder. »Glaubst du, ich sitze hier gern?«, fährt er mich an, als hätte ich ihn dazu gezwungen. »Meinst du, das macht mir Spaß, oder wie? Seit halb acht hänge ich jetzt schon hier fest, weil dieses Drecksding nicht spurt!«

»Ja, wobei denn?«

Vorsichtig nähere ich mich dem Schlachtfeld. Die Bücher, erkenne ich mit wachsendem Entsetzen, sind allesamt druckfrisch und scheinen sich mit unterschiedlichsten Aspekten der Arbeit am und im weltweiten Netz zu befassen. Ich sehe Programmiersprachen-Lehrstoff, *Do-it-yourself*-Fibeln zur professionellen Website-Gestaltung, sogar ein englischsprachiges Mammutwerk zum Thema MMORPG – der fehlgeleitete Blindkauf von allen, schließlich spricht mein Vater kein Wort Englisch und dürfte *World of Warcraft* für ein Dorf in Böhmen halten.

Ungläubig sehe ich ihn an. »Wofür sind die denn gut?«, frage ich und deute auf die wahllos zusammengewürfelt scheinenden Schätze der Expertenbibliothek auf seinem Laientisch.

»Wofür wohl?«, knurrt er. »Zum Lernen. Das bei der Beate dauert doch ewig. Ich will was lernen, Jungchen, nicht Däumchen drehen bis zur nächsten Kursstunde. Also mache ich mich parallel anderswo schlau.«

Wenn Kursleiterin Beate das wüsste, würde sie weinen. Nicht aus verletztem Lehrerstolz, sondern aus Sorge um Horst. Schließlich ist der Weg ins Globale Dorf einer voller falscher Abzweigungen und Irrgärten. Ich bin kurz davor, es an ihrer Stelle zu tun.

»Lass das mal lieber«, murmele ich und sehe im Augenwinkel, wie er entrüstet Luft holt. Schnell wechsele ich das Thema – »Wo liegt denn das Probl...« – und verstumme.

Nee, oder?

Mein Blick ist auf dem Monitor des Laptops gelandet. Auf der Anwendung, die dort geöffnet ist. Dem unverkennbaren Grund meines Hierseins. Mein Vater hat sich nämlich mit-

nichten seit halb acht in der hohen Kunst des Programmierens geschult. Auch hat er jetzt fraglos genauso wenig Ahnung von Basic, Cobol und Javascript wie gestern. Und böhmische Dörfer sind weit weg.

Aber von *Solitär* dürfte er jetzt einiges verstehen.

Ich atme tief durch, schließe kurz die Augen. *Er weiß es doch nicht besser*, rede ich mir ein, zur Beruhigung. Aber das stimmt nicht. Er *will* es nicht besser. Das ist ein Unterschied.

Die Spielkarten sind erstarrt, der Punktestand verändert sich kein bisschen. Eine Kreuz Acht schwebt hilflos zwischen zwei digitalen Kartenstapeln, den Cursorpfeil noch immer auf dem Rücken.

»Sag es nicht«, raune ich dem Mann langsam und drohend zu, der mir das Schwimmen beigebracht hat und dem ich in diesem Moment trotzdem alles andere als dankbar bin. »Sag nicht, du hast mich deswegen herbestellt.«

»Was denn?« Er schnaubt unwirsch. »Soll ich etwa deine Mutter wecken? Die versteht davon auch nicht viel mehr als ich.«

Letzteres ist gelogen. So viel versteht jeder. Jeder, der es will, heißt das.

Solitär. *Das* ist also dringend. Keine Ahnung, woher er diesen Ururgroßvater von Laptop hat, aber was er mit ihm anstellt, ist offensichtlich. Und mit einem Mal sehe ich den Ablauf bildlich vor mir, glasklar wie im IMAX-Kino: Donnerstagsabend und der Chef langweilt sich. Also wirft er das alte Gerät an, probiert herum. Er blättert in den Fachbüchern, die er sich in einem Anfall von blindem Aktionismus ins Haus bestellt hat, und versucht, ein paar der vermeintlichen Tricks und Kniffe praktisch anzuwenden, die diese ihm scheinbar verraten. Das Problem ist nur, dass sie das selbstverständ-

lich nicht tun. Für jemanden, der gerade mal unter Anleitung ein E-Mail-Programm öffnen kann, ist ein Ausflug in die Welt von C++ so sinnvoll, als würde man einen Italiener in Rom nach den Benzinpreisen in der Bottroper Südstadt fragen. In rückwärts gesprochenem Chinesisch. Also schlägt er den Weg des geringsten Widerstandes ein und spielt eine Runde Solitär.

Aber erklären Sie das mal meinem Vater.

»Dein Spielzeug ist kaputt«, diagnostiziere ich mit einer Laune, um die mich der griesgrämige Dr. House beneiden würde. »Ich darf nicht schlafen, weil dein Spielzeug kaputt ist.«

»Das ist kein Spielzeug«, echauffiert sich mein Nebenmann, aber ich sehe ihm an, dass er allmählich versteht, wie lächerlich die Situation ist. Und wer an ihr Schuld trägt. »Der Computer gehört Karl von nebenan. Ein Wahnsinnsgerät, hat der gesagt, als ich ihn mir ausleihen ging. Damit könne man alles machen, wirklich alles.«

Wieder eine Aussage voller Fehler. Zum einen ist Karl knappe zehn Jahre älter als Horst und existiert meiner Erfahrung nach nur in drei Kontexten: beim Angeln, beim Grillen und beim Am-Fenster-stehen-und-auf-die-Straße-Gucken. Der braucht einen Computer so dringend wie ein Stück Gouda einen Diplomatenpass. Wahrscheinlich benutzt er ihn auch so oft. Und zum anderen bezog sich sein »alles« fraglos auf eine Zeit, in der der Methusalem auf dem Sekretär noch ein junger Hüpfen war – und selbst das ist eine maßlose Übertreibung.

»Stand der bei Karl im Keller?«, hakt mein innerer House nach. Angriffslustig.

Der schuldige Mann, dessen Nachnamen ich teile, nickt

tatsächlich. »Hat ihn extra für mich hochgeholt«, gesteht er stolz. »Damit ich üben kann.«

Was du aber nicht tust, denke ich, schlucke es allerdings hinunter, bevor Laute daraus werden. Wer Offenkundiges ausspricht, der brüllt auch stolz »Siehste!«, wenn abends die Sonne untergeht. Man kann es auch besser wissen, *ohne* ein Besserwisser zu sein.

»Und du übst Kartenspiele?«, frage ich stattdessen. Ich kann mich dabei eines spitzen Untertons nicht erwehren, und der Unterton trifft genau ins Schwarze.

»Nee, nix da«, protestiert Väterchen. »Ich hab fleißig die Bücher durchgearbeitet.«

Soll heißen, übersetzt mir Sarkasmus-Joe, mein innerer Papa-Dolmetscher, prompt, *du hast dir bunte Bildchen angeguckt und über Fremdworte gestaunt*.

»Und dann habe ich mir eine kurze Pause gegönnt.«

Bei dem Punktstand kann die nicht allzu kurz gewesen sein.

»Aber dann ging irgendwie nichts mehr. Egal, was ich gemacht hab, das Drecksding hat irgendwie nicht mehr gespurt. Ich hab auf Return gedrückt, auf Esskäip, auf alles, aber irgendwie ohne Ergebnis.«

Irgendwie. Das Deckelchen für jeden nur erdenklichen Zustandstopf der Generation Ahnungslos. Ein rheinisches »Dä!«, auf das es unmöglich eine Erwiderung geben kann, in adverbialer Verkleidung. Wie ist es? *Irgendwie*. Lies: egal, unergründlich, am Arsch die Räuber.

»Mhm.« Ich schlucke mehr unausgesprochene Erwiderungen hinunter als Leonardo DiCaprio seinerzeit Meerwasser. Dann schicke ich ein Stoßgebet an den Schutzpatron aller Computertechniker, aller Service-Mitarbeiter, aller Hotline-

Sklaven und Elektromarkt-Angestellten und sage das Einzige, was mir – genau wie ihnen – in Situationen wie dieser überhaupt zu sagen übrig bleibt. Das Einzige, das in Gegenwart eines DAUs noch geht: »Aber du hast es noch nicht mit Aus- und wieder Einschalten versucht, richtig?«

Stolz schleicht sich auf Vaters Züge. Er hebt das Kinn, sieht mich anklagend an und kommt sich mit einem Mal wieder höchst fachkundig vor. »Nee, nee, nee!«, warnt er. »So schlau bin ich auch, du Spinner. Man zieht bei laufenden Computern nicht den Stecker. Weil sonst Daten verloren gehen können. Hat uns Beate erst letzte Woche beigebracht.«

Ich weiß nicht, ob ich ihn loben – immerhin hat er sich tatsächlich etwas gemerkt – oder einfach stehen lassen soll. Und wie das so ist, wenn ein Säugetier zwischen zwei gleich starken Reizen gefangen ist, tut es entweder gar nichts, oder es ergibt sich dem Drang einer spontanen Übersprungshandlung. Bei mir greift Letzteres: Ohne mich weiter zu erklären, gehe ich in die Hocke, suche und finde die Steckdose in der Wand neben dem Sekretär und trenne Kollege Methusalem kurzerhand vom Stromnetz.

Mein Vater ist so schockiert, dass er zwei stumme Schrecksekunden braucht, bevor er seine Entrüstung in Laute fassen kann. Und selbst dann klingen die noch ziemlich steinzeitlich, Laute voller Eh!s und Hä?s. *Laute* Laute.

Ich nutze den Moment, wieder aufzustehen, und reiche ihm den Stecker. »Schönen Gruß an Karl«, sage ich. »Sein Alleskönner hat sich aufgehängt. Und dann ist eine Radikaltherapie wie diese meist das Einzige, was noch hilft.«

»Hilft?«, wiederholt Horst fassungslos vor Panik. Er starrt auf den nun schwarzen Monitor, als wolle er ihm einen Defibrillator aufs Gehäuse pressen und mich danach enterben.

»Das nennst du helfen? Die ganzen Daten sind doch jetzt weg!«

»Dein Spielstand beim *Solitär*? Ja.« Ich nicke. »Aber nicht mehr als der.«

»Die ganzen Daten«, beharrt er trotzig. Ich sehe in seinem Blick, dass er gedanklich bereits eine an mich zu richtende Schadenersatzklage vorformuliert. »Hat Beate doch gesagt.«

»Aber gemeint hat sie die der aktuell geöffneten Anwendungen«, erkläre ich geduldiger, als ich mich fühle. »Du formatierst keine Festplatten, wenn du mal eben Reset drückst oder den Stecker ziehst. Ansonsten müsste sich ja jeder nach einem Stromausfall neue Rechner besorgen. Du korrigierst einfach einen Gerätefehler, indem du dem Gerät die Chance gibst, wieder bei null anzufangen.«

Das ist ihm neu, und man sieht es ihm an. Er dachte wirklich, ich hätte Karlchens vermeintlichen Alleskönner soeben in einen Haufen Elektroschrott verwandelt. Dass er das seit mindestens acht Jahren bereits *ist*, liegt mir zwar auf der Zunge, verlässt diese aber nicht. Es ist spät, die Nerven meines Altvorderen liegen ein wenig blank. Die Situation verlangt nach Diplomatie – und einem Bett.

»Vorschlag«, versuche ich, sie zu entspannen. »Wir legen uns hin, und morgen Nachmittag bringst du Karl den alten Kasten wieder. Ich find's ja gut, dass du parallel zum Volkshochschulkurs üben möchtest, aber das machst du besser mit ein wenig aktuellerer Hardware. Wie wär's, wenn wir zu mir in die Stadt fahren und dir eine kleine Rundum-Sorglos-Maschine im Fachhandel kaufen?«

In Gedanken sehe ich es schon vor mir: ein schlankes Einsteigermodell mit wenigen Programmen, dafür aber immenser Firewall. Günstig und robust. Denn was braucht er schon

groß? Einen Browser, ein abgespecktes Office-Paket, einen Multimedia-Player und – zumindest nach meiner Befürchtung – eine kleine Armada an Virencannern. Der Mann will schließlich nur seinen Kurslehrstoff nacharbeiten und nicht die NSA-Zentrale hacken.

»Bei dir?« Er schüttelt den Kopf. »Das lohnt nicht. Da gehe ich lieber zu Beckerklaus, da bekomme ich das genauso gut und weiß, mit wem ich es zu tun habe.«

Beckerklaus ist jenseits der sechzig und heißt eigentlich Klaus-Jürgen Becker, aber das dürfte selbst Beckerklaus nicht mehr wissen. Schließlich nennt ihn das gesamte Dorf seit gefühlten Ewigkeiten rückwärts. So ist das hier auf dem Land eben: In den Gesprächen anderer wird jeder auf seinen Nachnamen reduziert oder, sollte es mehr als eine lebende Person desselben im engeren geografischen Umfeld geben, dieser mit einem Vornamensuffix ergänzt. Pastöre und Mediziner bleiben von dieser Regel ausgeschlossen, da es niemand wagen würde, von ihnen anders als in ihrer ehrenvollen Position zu sprechen. Ein Pastor kann heißen, wie er will; auf dem Land wird man ihn ausnahmslos immer und überall »Herr Pastor« nennen. Für alle anderen gilt: der Schmitt, der Schneider, der Wasauchimmer. Beziehungsweise Wasauchimmerspeter, falls weitere Differenzierung vonnöten sein sollte.

Ebenfalls ausgenommen sind übrigens Frauen, da diese in der wörtlichen Rede bis ins hohe Alter stets den Mädchenamen behalten, ungeachtet der Anzahl ihrer Eheschließungen und der Angaben auf ihren Personalausweisen. Dass dies keinerlei Verwirrung und Verwechslung verursacht, zählt zu den für Außenstehende und Zugezogene wohl mysteriösesten Eigenheiten des Lebens in der Provinz. Und sei hier wirklich nur der Vollständigkeit wegen erwähnt.

Klaus-Jürgen Becker alias Beckerklaus führt jedenfalls einen etwa zwanzig Quadratmeter kleinen Elektroladen in dritter Generation, drei Straßen vom Haus meiner Eltern entfernt im Hinterhof eines alten Bauernhauses gelegen. Bei ihm bekommt man alles, was man im Dorfalltag so braucht, vornehmlich also Glühbirnen und Batterien. Zu Beckerklaus bringt man seine kaputte Kaffeemaschine, damit er sie für überschaubares Geld mal schnell repariert. Aber man kauft dort nur eine neue, wenn a) einem nicht der Sinn nach Ware steht, die jünger ist als Angela Merkels Kanzlerschaft und b) man gern doppelt so viel für sie bezahlt als bei MediaMarkt und Co. Falls Sie also Interesse an Videorecordern mit Beta-System haben, schreiben Sie mir ruhig. Ich kenne da jemanden ...

Und mein Vater kennt ihn ebenfalls. »Bei Beckerklaus kannst du nichts falsch machen«, sagt er, denn er merkt, wie ablehnend ich seinem Wunsch gegenüberstehe. »Deine Mutter und ich kaufen dort seit Jahren alles Mögliche, und da gab's nie Probleme.«

Keine, die ihr gemerkt habt, werfe ich gedanklich ein. Euer Konto aber schon.

»Du brauchst Neuware«, argumentiere ich sachlicher. »Genau wie in der VHS. Nicht diese Uralt-Maschinen, die Beckerklaus seit dem späten Mittelalter im Lager hat.« Ich bezweifle ohnehin, dass dort Laptops lagern. Die Nachfrage nach solchen Dingen dürfte hier im Nirgendwo in etwa so groß sein wie das Interesse einer Milchkuh am Spätwerk Martin Walsers. »Du willst doch mithalten und modern sein.«

Modern. Damit kriegt man ihn. Ich weiß es. Mein Vater mag zum nicht mehr allzu jungen Eisen gehören, aber er ver-

weigert sich dieser Zugehörigkeit mit der Inbrunst eines todesmutigen Ninjas.

Er ringt mit sich. »Aber Beckerklaus ...«, murmelt er, hin- und hergerissen zwischen persönlichem Drang zur State-of-the-Art-Technologie und der Loyalität zu seinem technologischen Lokalmatador. »Man kauft doch nicht bei wildfremden Leuten«, wehrt er sich weiter, aber es klingt nun eher hilflos als trotzig.

Ich muss schmunzeln. Als pensionierter Unternehmer mit eigenem Handwerksbetrieb ist meinem alten Herrn so etwas wie Kundentreue sehr wichtig. Er frequentiert seit Jahrzehnten die immer gleichen Geschäfte, geht zum Auswärtsessen nur und ausschließlich in sein Stammrestaurant und fährt mit vollkommener Selbstverständlichkeit kilometerweite Umwege, weil in seinem Weltbild ja nur die eine Tankstelle, an die er schon immer fährt, eine Tankstelle ist. Überall kennt er die Betreiber beim Vornamen. Meist sind sie fast schon in seinem Alter, und meist waren sie umgekehrt auch stets Kunden bei ihm. Eine Hand wäscht die andere.

Aber trotzdem: Vaters Hinterhof-Glühbirnenmann mag die richtige Adresse sein, wenn man mal eben Batterien für die Fernbedienung braucht, den dazugehörigen Fernseher würde ich dort aber nicht suchen. Und zur Vermeidung späteren Übels braucht mein Alter Herr, finde ich, neue und vor allem sichere Hardware. Sicherer als die von Beckerklaus.

»Wir fahren«, entscheide ich diktatorisch. »Zu mir in die City, gleich morgen. Und dann sehen wir weiter.«

Er schweigt, was wohl einer zähneknirschenden Resignation gleichkommt. Dennoch spüre ich seine »Verräterschwein«-Blicke noch im Nacken, als ich längst wieder im Auto sitze und meinem wohlverdienten Bett entgegenfahre.

Lateinlehrer mögen mir widersprechen, aber in meiner Erinnerung ging der Satz so: *Natura non facit saltus*. Die Natur macht keine Sprünge. Angeblich hat ihn der Forscher Carl von Linné mal geprägt. Aber als ich endlich neben meinem Erzeuger im Eingangsbereich eines mehrstöckigen und wahren Palastes der Elektronik stehe, muss ich dem alten Schweden innerlich widersprechen. Die Natur macht mitunter nämlich *durchaus* Sprünge. Evolution geschieht manchmal in Schüben. Vor allem, wenn man ihr nachhilft. Zum Beispiel genau jetzt.

»Das ist groß«, staunt mein Vater, während sein Blick über die endlos scheinenden Regalreihen und die Ausstellungsfläche schweift.

Ich schmunzle. Sein Staunen ist mein Kalkül, schließlich habe ich diesen Markt nicht grundlos für unsere Expedition ausgesucht. Es ist der größte seiner Art in der gesamten Region, ein sagenumwobenes Walhalla für Technikbegeisterte aus nah und fern. Was immer man für Haushalt, Büro oder Auto benötigen mag, hier findet man es – und zwar in der modernsten und mit den meisten Feinessen ausgestatteten Form. An den hiesigen Infoschaltern stehen keine Beckerkläuse, für die die technologische Revolution mit der Einführung des CD-Players abgeschlossen war, sondern ebenso tageslichtscheue wie kompetente Nerds, kindliche Gemüter von Mitte vierzig, die vielleicht wenig von zwischenmenschlichen Dingen verstehen, dafür aber mühelos ein Betriebssystem installieren können. Männer, deren bleiche Hälse stolz aus den Kragen ihrer verwaschenen *Star Trek*-T-Shirts ragen. Männer, deren schütter werdendes Haar und deren kleine Pizza-und-Bier-Bäuche nicht darüber hinwegzutäuschen vermögen, dass sie Steve Jobs für eine coole Sau halten und

selbst nachts um drei noch fehlerfrei den kompletten Apple-Produktkatalog seit 1995 aufsagen können. Männer, die man Fachleute nennt.

Mein Alter Herr steht nicht an der Schwelle eines Elektromarktes, finde ich, sondern an der zu Wissen und Weisheit. Er wollte ins Internet? Nun, hier in der Kirche des Apfels und seines Propheten Bill Gates wird ihm sein Wunsch nicht nur gewährt, sondern regelrecht aufgedrängt. Hier erfährt seine Ausbildung vom DAU zum Menschen einen Quantensprung. Hier macht die Natur Sprünge.

»Komm«, sage ich und führe ihn vorbei an chromglänzenden Waschmaschinen, Kühlschränken mit integrierten Warenwirtschaftssystemen, an sprechenden Staubsaugern und einer kleinen Armee von iPhones in diversen Farben. Es sind allesamt Dinge, die Horsts kleiner Provinz- und Rentnerwelt bislang fremd waren. Dinge, die er nicht braucht, die aber – seien wir doch ehrlich – toll sind.

Horst folgt mir geduldig und widerstandslos. Einzig bei den 3D-Fernsehern muss ich ihm ein wenig Leine lassen. Unterhaltungselektronik fasziniert jeden, also will auch er verweilen und diesem teuren Schnickschnack huldigen. Schweigend sehe ich zu, wie er dem dreidimensional wiedergegebenen öffentlich-rechtlichen Vormittagsprogramm zusieht. Tim Mälzers Fischmesser wirken, als könnten sie nicht nur den Fisch auf der Mattscheibe, sondern auch die metaphorischen Stricke durchtrennen, die meinen Vater bislang von der Welt der Hochtechnologie ferngehalten haben. Ich bin beinahe gerührt. Wir machen hier Entwicklungsarbeit, Tim, der Fernseher und ich. Wir sind Missionare.

Doch die stille Andacht dauert nicht halb so lang, wie von mir schon innerlich befürchtet. »Da bekommt man ja Kopf-

schmerzen beim Zugucken«, brummt mein Begleiter. Das sündhaft teure Gerät hat ihn offensichtlich nicht im Gerings-ten beeindruckt. Sein Blick ist ein stummes Attest der Missbilligung.

Schnell ziehen wir weiter. Die Abteilung mit den Laptops, den Net- und Notebooks, den Tablets, MacBooks Air und all ihren Freunden erstreckt sich auf etwa fünfunddreißig Quadratmetern Ausstellungsfläche in der hinteren rechten Ecke des Markttempels. Anmutige Schönheiten erwarten uns auf den Regalen und präsentieren schamlos ihre jeweiligen Vorzüge, von in die Decke eingelassenen Neonlampen mit dem Licht der Begierde angestrahlt. Hier protzt ein nachtschwarzer ASUS mit seiner Prozessorleistung, da will uns eine SAMSUNG-Familie mit ihren Display-Maßen beeindrucken. Wir sehen glänzendes Metall, blank poliertes Plastik, ebene Tastaturfelder und mehr USB-Anschlüsse, als wir zu zählen fähig sind. Wir sind am Ziel.

»Kann ich helfen?«, reißt mich eine dünne Stimme aus meiner Andacht.

Ich drehe mich um und sehe in das Bleichgesicht eines Fachmann-Novizen. Er hat kurzes rotes Haar, eine leicht schiefe Nase und die schmalsten Schultern der Welt. Seine Statur verleiht dem Konzept »schmächtig« ganz neue Dimensionen, und die Zahl seiner Allergien wird wohl Legion sein. Den gelblichen Verfärbungen seiner Fingerkuppen nach zu urteilen raucht er seit dem dritten Schuljahr Kette. Der gezeichnete Jedi-Ritter Yoda, der seinen schwarzen Pullover ziert, besagt, dass er auf Raumschiffmärchen steht, und der picklig-schwitzige Teint suggeriert lange Abende vor *Call of Duty* und Konsorten. Alles, Hauptsache nichts mit Menschen.